12 Illustriertes Sonntagsblatt 1898
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

Schloß Erlenkamp.

Von Anna Hille.

Ein kalter stürmischer Oktoberabend! Schwarzes, eilig ziehendes Gewölk verdüsterte den Horizont, so daß weder Mond noch Sterne zum Vorschein kommen konnten.

Es war erst in der achten Abendstunde, dennoch herrschte tiefe Stille in dem Dörfchen, unweit der Kreisstadt N. und auch auf der Landstraße, welche beide Ortschaften miteinander verbindet.

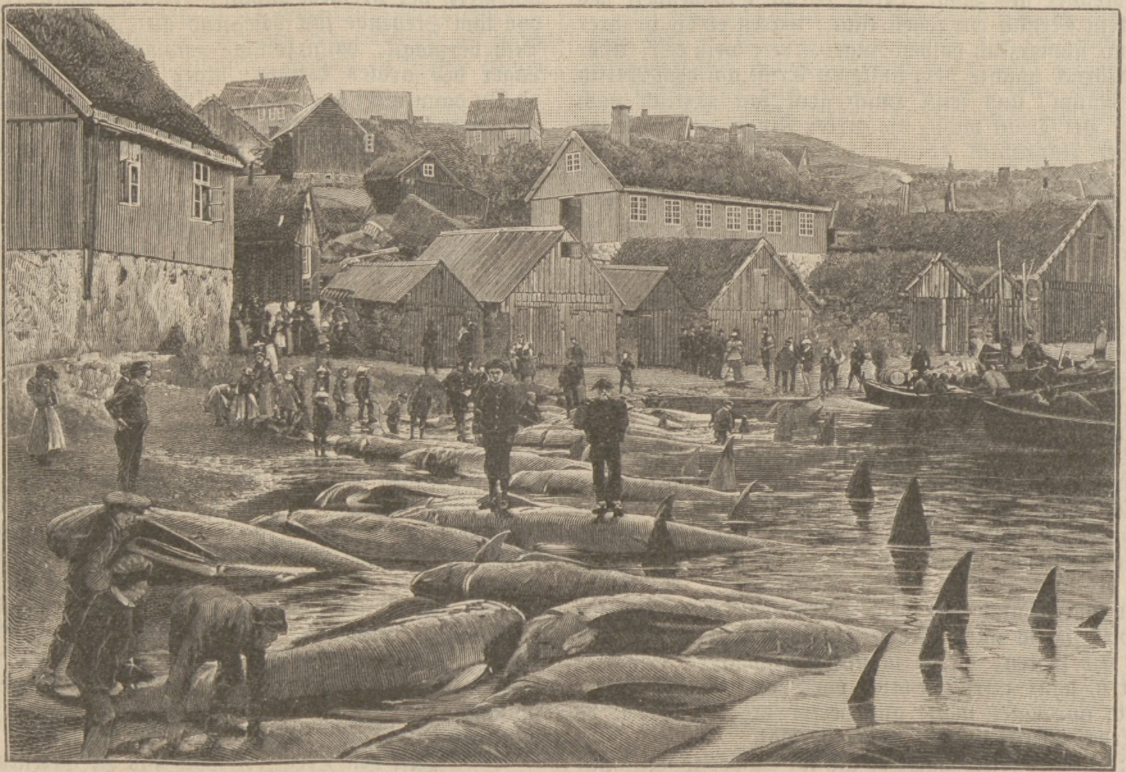
Die Gegend schien wie ausgestorben. Doch nein, soeben, da der Sturm einen Augenblick nachgelassen, wird ein Geräusch hörbar, wie das eines rollenden Wagens — es kommt näher und näher, rechts und links werden hellbrennende Laternen sichtbar; es ist die elegante Equipage des Gutsherrn „Freiherrn von Erlenkamp“, dessen stolzes Schloß am Ende des Dörfchens liegt, an welches sich der Park, fruchtbare Aecker, Wiesen und Forsten schließen.

Nun hat das Gefährt den kleinen, nahe dem Dorf gelegenen Busch erreicht, gleichzeitig treten zwei Gestalten aus demselben hervor, „ein Mann und ein Knabe“. Ersterer scheint eine schwere Last zu tragen, denn keuchend bleibt er soeben stehen und wischt sich den Schweiß von der Stirn, während der Knabe sich leise weinend an ihn schmiegt.

Es war ein rührend schönes Bild, das so mancher Maler begeistert wiedergegeben hätte. Vergessen wir die Finsternis ringsumher und betrachten auch wir die seltsame Gruppe näher.

Die Gestalt des Mannes ist hoch, schlank, dabei ziemlich kräftig gebaut; er mochte kaum vierzig Jahre zählen, dennoch hängt sein Haar, das einst kohlschwarz gewesen sein mochte, bereits leicht ergraut, in wirren, feuchten Strähnen um die Stirn, unter welcher ein Paar schwarze Glutaugen starr und verzweifelt umherirren. Sein Antlitz ist edel geformt, aber erschreckend bleich, mager und von Gram durchzogen.

Sein Begleiter, ein bildhübscher Knabe von etwa neun bis zehn Jahren, ist etwas zart von Gestalt, aber ebenmäßig schön gebaut; goldblond fällt eine Fülle von Locken auf seine Schultern nieder und die dunklen Augen blicken bald feurig, bald träumerisch in diesem Augenblick, jedoch unsäglich angstvoll, auf den Vater und dessen Last. Ab und zu lauft ein Schauer durch seine erstarrten Glieder, denn schlecht und mangelhaft ist beider Anzug und der Sturm kalt, bitter kalt.



Der Fang des Grindelwals auf den Faröer. (Mit Text.)

In dem Augenblick, wo die Equipage vorüberrollte, zuckte die Gestalt des Mannes jählings zusammen, seine Pupillen vergrößerten sich und glühten, von seinen Lippen rang es sich bebend: „O Gott, Du hilfst mir meinen Eid erfüllen — nun vorwärts — vorwärts!“

Mit aller Kraftanstrengung und Gewalt drückte er seine Last fester an sich und drängte vorwärts, dem wütenden Sturme entgegen. Da plötzlich, ein Stolpern über eine Baumwurzel, ein Fall und der Erschöpfte lag mit samt seiner Bürde am Boden.

Des Knaben Brust entrang sich ein entsetzter Schrei, und mit dem Ausruf: „O Mutter, Mutter, lebst Du noch?“ warf er sich neben den Gefallenen auf die Kniee.

Doch der Mann hatte sich bereits halb aufgerichtet und keuchte mühselig hervor: „Beruhige Dich, mein Kind, es ist nichts geschehen; o mein Weib, mein armes Weib!“ so schrie er verzweiflungsvoll auf, „so weit mußte es kommen — wo ist Deine Barmherzigkeit, o Gott, wo Deine Hilfe?“

Sorgsam breitete er nun seinen Mantel auf das Gras am Rande der Straße und legte die teure Bürde behutsam darauf nieder, den Kopf des Weibes mit seinem zitternden Arm stützend.

Ja, es war ein Weib — sein armes, krankes Weib, das der Mann im Arme getragen. Soeben schlug es seine Augen auf, ein Paar große, graue, erstaunt blickende Augensterne — es war offenbar aus tiefer Ohnmacht erwacht.

„Wo bin ich?“ lispelten die bleichen Lippen — „o Gott, wo bin ich!“ Und ihre abgemagerten Hände tasteten am Arme des Mannes entlang. —

„Bei mir, mein teures Weib, bei Deinem Antonio und Deinem Knaben. O, sei ruhig, ganz ruhig, mein Liebling, sofort nehme ich Dich wieder auf meinen Arm und trage Dich fort aus Finsternis und Kälte, an einen warmen, sicheren Ort, auf ein weiches, warmes Lager, wie ich es Dir und mir gelobt,“ setzte er leiser hinzu; „nicht wie ein Hund sollst Du, armes Weib, auf der Landstraße sterben

— o, hilf mir, Himmel! Nur noch kurze Zeit erhalte das teure Leben, bis ich mein Gelöbnis erfüllt, dann, ja dann —"

Ein heftiger Hustenanfall der Kranken unterbrach sein Flehen, besorgt blickte er auf dieselbe hernieder und gewahrte mit Entsetzen, wie ein schwacher Blutstrom aus dem halbgeöffneten Munde quoll, während ihre Augen sich wieder geschlossen hatten.

„O Gott, o Gott, hilf mir," schrie es abermals verzweifelt aus des Mannes Brust und weiter keuchte er vorwärts, immer vorwärts in beschleunigtem Laufe, nicht des Knaben achtend, der den eiligen Schritten kaum zu folgen vermochte.

Gottlob! Schon hatten sie die ersten Häuser des Dorfes erreicht, aus denen nur hie und da matter Lichtschein schimmerte.

* * *

Es dämmerte das erste Morgengrauen. Im Schlosse des Freiherrn von Erlenkamp herrschte Aufregung und Entsetzen.

Die Dienerschaft raste verstört Treppe auf, Treppe ab; die Baronin lag in tiefer Ohnmacht, und der Herr des Hauses erteilte erregt allerhand Befehle.

Ein so schrecklicher, grausiger Fall war aber auch wohl noch nie dagewesen: In dem Bett der Freifrau hatte man vor einer halben Stunde die Leiche eines Weibes vorgefunden. Entsetzlich!

Nach froh und festlich verlebter Nacht war das freiherrliche Paar gegen Morgen heimgekehrt und wollte ermüdet das Lager aufsuchen, da — der unerwartet schauerliche Fund!

Sorgsam gebettet lag das noch junge Weib da, die wachsfarbenen, schmalen Hände, ein silbernes Kreuzchen haltend, auf der Brust gefaltet, ein friedliches Lächeln um den bleichen Mund. — Alles Entsetzen mußte weichen, wenn man die Tote näher betrachtete.

Aber, wer war sie? Wie kam sie hierher? Diese Fragen schwebten auf aller Lippen. Nichts von irgend einer Gewaltthat war zu merken, weder an der Toten, noch sonst im Zimmer, oder an irgend einem Gegenstand.

Alles lag und stand unverändert an seinem Platz; nur das Fenster, das nach Aussage der Dienerschaft offen gestanden hatte, war jetzt geschlossen. Kein Auge, kein Ohr hatte etwas wahrgenommen; Sturm und Finsternis hatten die geheimnisvolle That in ihren Schutz genommen.

„Bringt die Frau Baronin in den andern Flügel des Schlosses zur Ruhe," befahl der Baron; „hier aber lasset alles unberührt, bis die gerichtliche und ärztliche Untersuchung vorüber."

Nur zu gern befolgte die furchtsame Dienerschaft den Befehl und bald war es still, nicht nur im Totengemach, sondern im ganzen Flügel des Schlosses. Nur der Freiherr verblieb in der Nähe, unruhig in seinem Zimmer auf- und abgehend. Düstere Gedanken lagerten auf seiner hohen Stirn und mehrmals schon war er zögernd an der Thür stehen geblieben; nun öffnete er entschlossen, durchschritt das Gemach nebenan und trat dann in das Totenzimmer ein.

Leise näherte er sich dem Lager der Toten und beugte sich über dieselbe; ein heftiges Beben ging durch seine Gestalt und sein Antlitz wurde noch bleicher als zuvor. War es die Erhabenheit des Todes, der sich kein Mensch entziehen kann; waren es die in ihrer Abgezehrtheit noch schmerzlich holden Züge — wer weiß es? Aber ein weicherer Ausdruck machte dem finsteren Ernst auf dem Antlitz des Schauenden Raum, und seine Hand griff fast zärtlich nach denen der Toten. Der Druck mußte die zarten Finger gelöst haben, denn in demselben Augenblick entfiel ihnen das kleine, silberne Kreuz und nicht nur dieses, sondern auch ein zusammengeknickter Brief. Nach beiden griff der Freiherr in nervöser Hast, dann verließ er, leise erschauernd, den Raum, um in sein Zimmer zurückzukehren. Lange saß er dort an seinem Schreibtisch, den geöffneten Brief und das Kreuzchen vor sich liegen. Sein Antlitz war marmorbleich und unbeweglich, nichts darin gab seine Gedanken, die Regungen seines Inneren kund.

Der Freiherr war ein stolzer, verschlossener, ja zuweilen auch harter Mann. In Reichtum und den strengen Traditionen seines Standes erzogen und alt geworden und an der Seite seiner noch stolzeren, mit allen Fehlern ihres Standes behafteten Gattin lebend, war sein Gesichtskreis in vieler Hinsicht ein engbegrenzter geblieben und sein Leben und Urteil richtete sich streng nach den Regeln der Gesellschaft. Doch wenn ihm auch Milde und ein tieferes Gemüt abgesprochen wurde, so war er dennoch seinen Untergebenen ein gerechter und wohlwollender Herr, und man achtete und ehrte ihn mehr, wie seine oft launige und lieblose Gemahlin.

Er hatte seine Gattin nicht aus großer Liebe geheiratet, sondern hauptsächlich, weil sie, in allen Stücken ihm ebenbürtig, für ihn bestimmt war. Sie lebten, da sie ja nichts Schöneres erwartet und ersehnt hatten, ganz zufrieden mit-, oder besser gesagt nebeneinander her, und nur eines nagte am Herzen des Freiherrn: es blieb ihm ein Erbe, überhaupt ein Kind, versagt.

Nach vielen Jahren endlich hatte er sich im Einverständnis mit seiner Gemahlin entschlossen, die verwaisten, ziemlich mittellosen Kinder seiner Schwester, ein Knabe und ein Mädchen, zu sich zu nehmen, und beide genossen, wissenschaftlich wie gesellschaftlich, eine tadellose Erziehung. Eines aber blieb den Waisen, namentlich der empfindsamen, träumerischen Gerda versagt, und das war die zärtliche Liebe, ein trautes, inniges Wort. Das Kind wuchs empor, wie eine der Heimat entführte Pflanze, die zwar auch gehütet, gepflegt und bewacht wird, welche aber an Stelle der heimatlich weichen, sonneglühenden Luft der kalte Nordwind anweht. Die Freifrau verstand es nicht, mit zarten Kindesseelen zu verkehren, und so war das einzige Gefühl, welches das Kind und später die Jungfrau für die gestrenge Tante empfand: unüberwindliche Scheu.

Besser ging es ihrem Bruder Wolfgang; er war ein kecker, frischer und begabter Knabe, auf den der Baron kühne Hoffnungen setzte, die er im Laufe der Jahre auch glänzend erfüllte, eine vorteilhafte, standesgemäße und dabei aus Liebe geschlossene Verbindung bildete sozusagen den Abschluß aller gehegten Pläne und Wünsche.

Auch für Gerda hatte sich ein annehmbarer Freier eingestellt, und man gab ihr deutlich zu verstehen, was sie zu thun habe. Gerda aber, so sanft und nachgiebig sie sonst war, diesem einen Punkt setzte sie heftigen Widerstand entgegen, barg doch ihr Herz ein süßes Geheimnis — es war nicht mehr frei.

Ihre Weigerung rief große Kämpfe und unerquickliche Scenen hervor; man drang in sie, bestürmte sie mit Vorstellungen, Bitten, ja endlich sogar Drohungen, sie zwingen zu wollen; da endlich faßte sich die Bedrängte ein Herz, fiel der Baronin zu Füßen und gestand unter Bitten und Thränen ihre unbezwingliche Liebe zu einem — dem Stande nach zwar unter ihr stehenden, aber doch ehrenhaften, hochgeachteten Manne — einem Künstler. Sie hatte ihn vor Jahresfrist in der Hauptstadt kennen und lieben gelernt, und auch er hatte ihr Liebe und Treue geschworen.

Der Freiherr und mehr noch die Freifrau waren maßlos in ihrer Empörung, ihrem Zorn, und das Ende der Dinge war ein völliger Bruch — Gerdas Scheiden. — Nie wurde Gerdas Name wieder genannt; als Tote wurde sie fortan betrachtet.

All diese Erinnerungen mochten dem Baron wohl an der Seele vorüberziehen, denn noch immer — es schlug bereits die siebente Morgenstunde — saß er regungslos da und starrte vor sich nieder. Da klopfte es an seine Thür und ohne ein „Herein" abzuwarten, trat bleich und verstört die Baronin ein.

Der Freiherr schreckte auf. „Du hier, Natalie? Warum ruhst Du nicht lieber noch einige Stunden?"

„Die entsetzliche Unruhe trieb mich her, lieber Leo — ich hoffe doch, Du hast die," — sie stockte erschauernd — „die Leiche bereits fortschaffen lassen, hast Schritte gethan, daß das Gericht einschreitet, daß —"

Der Baron erhob wie abwehrend die Hand. „Nichts von alledem, Natalie, nichts — es geht nicht, bei Gott, es geht nicht!"

„Und warum, wenn ich fragen darf?" fragte mit scharfer Stimme die Freifrau.

„Weil, Natalie — weil — o Gott, wie bringe ich es ihr bei," murmelte der Freiherr dumpf — hastig schaute er auf und sah die vor ihm Stehende fast befehlend an; „Natalie, wenn Du es über Dich vermagst, dann komme nochmals mit mir herüber an das Lager des armen Weibes, blicke einmal prüfend in das Antlitz, ob Du dann nicht auch sagen wirst: Du hast recht, es geht nicht."

„Bist Du von Sinnen, Leo, ich sollte den schrecklichen Anblick noch einmal ertragen? Ich sollte das alles ohne weiteres dulden und gutheißen? Ich verstehe Dich nicht, verstehe Deine unsinnige Laune nicht und werde selbst sogleich energische Schritte thun, wenn Du es in einer sentimentalen Anwandlung nicht vermagst."

Damit wollte die Freifrau sich entfernen, ihr Gatte aber faßte erschrocken nach ihrer Hand und hielt sie fest.

„Natalie," kam es ernst und tadelnd über seine Lippen, „Natalie, wo bleibt Deine Ueberlegung, Dein Scharfblick? Kennst Du so wenig Deinen Gatten, daß Du nicht begreifst, es müsse etwas ganz Besonderes sein, was mich also denken und handeln läßt. Ich sage Dir noch einmal, es geht nicht. Das Ansehen unseres Hauses ist gefährdet, wenn wir nicht alles stillschweigend wie möglich und ohne Aufsehen ertragen und die Tote nicht anständig und würdig bestatten lassen, denn — Natalie, — es ist Gerda."

„Gerda," kam es tonlos über ihre erbleichten Lippen, „Gerda!" Ihre Gestalt zitterte heftig, so daß sie sich stützen mußte, aber schon im nächsten Augenblick hatte sie sich gefaßt und sagte mit eisiger Kälte: „Wer hat Dir dieses Märchen weiß gemacht, mein Freund, ich glaube daran nicht, es ist ein unerhörter Betrug!"

Wortlos reichte ihr der Freiherr das kleine, silberne Kreuz und den Brief und wandte sich ab. — Hastig hatte die Baronin nach beidem gegriffen, doch kaum hatten ihre Finger das Kreuzchen umfaßt, lag es auch schon klirrend am Boden; den Brief aber öffnete sie und begann zu lesen. Er lautete:

„An den Freiherrn von und zu Erlenkamp.

Hier liegt Gerda! Gerda, geb. von Korbin, nachmalige Gerda Bersani, welche mir vor zehn Jahren als rechtmäßig angetrautes

Weib in meine sonnige Heimat Italien gefolgt war. Ich habe sie hoch und heilig gehalten, wie ich es ihr gelobt und sie, wie unser Kind lebten, wenn auch still und bescheiden, so doch glücklich und zufrieden, an meiner Seite; doch nie hat sie deshalb ihre Heimat, ihren einstigen Wohlthäter vergessen. Daß wir nun plötzlich vor länger als Jahresfrist in Not und Elend gerieten, ist, dieses schwöre ich, nicht meine Schuld, sondern Gottes Fügung. Es war in meiner Vaterstadt eine entsetzliche Epidemie ausgebrochen, die auch in unser Haus Einkehr hielt und zuerst mich, und als ich soweit gesundet, auch mein armes, zartes Weib ergriff; nur unser Kind, das wir entfernt hatten, blieb verschont. Lange Wochen lag mein Weib sterbenskrank darnieder, und wenn sie auch damals mit dem Leben davonkam, so war sie seitdem doch krank und elend und konnte sich nicht wieder erholen. Einen sehnlichen Wunsch hegte sie noch, ja ein heißes Verlangen, noch einmal ihre deutsche Heimat wiederzusehen, dort zu sterben und begraben zu sein. Auch mich hielt es nicht länger in meiner verödeten, verpesteten Vaterstadt, und so packten wir das Notwendigste unserer nur noch sehr geringen Habseligkeiten zusammen und machten uns auf den weiten Weg. Zu Fuß zu wandern vermochte mein armes Weib nur wenig, deshalb wurde der größte Teil unserer Barschaft auf der Reise verbraucht, oftmals auch mußten wir an irgend einem Ort rasten, wenn Gerda sich zu schwach und krank fühlte, um weiterzureisen; auch quälte sie Tag und Nacht ein trockener Husten und große Atemnot, dennoch drängte sie fieberhaft immer wieder vorwärts. — Ich sah mit Schmerz meines Weibes zarte Gestalt dahinschwinden, und wie sie es mir auch zu verheimlichen suchte, ich gewahrte voll Verzweiflung, wie bei Hustenanfällen ihr Taschentuch sich oftmals rot färbte. Meine einzigste Sehnsucht, mein brennendes Verlangen war, der Geliebten ein wohlthuendes Kranken-, ein würdiges Sterbelager zu bereiten — aber wie? Von was? O Gott, es war entsetzlich! Thränen verdunkeln meinen Blick und meine Hand zittert, während ich dieses, angesichts der Leiche meines Weibes, niederschreibe. Erlassen Sie mir, ich bitte, weitere Schilderung unseres Elends und vernehmen Sie wortgetreu, aber bündig, daß ich mein Weib die letzten zwei Tage auf meinen Armen getragen, mit Aufgebot aller meiner Kräfte, daß ich Gerda in einer hl. stillen Stunde zu Gott gelobt habe, ihr ein würdiges Sterbelager zu erringen und sollte es mein Leben kosten.

„Gottlob, ich habe das Versprechen gehalten! Als Sie, Freiherr von Erlenkamp, mit Ihrer Gemahlin gestern abend auf der Landstraße dahinfuhren, stand ich mit meiner teuren Bürde im Arm am Weg. Wie eine Erleuchtung kam es im Augenblick über mich und — nun, das übrige wissen Sie und werden es, so hoffe und bitte ich zu Gott, einem Verzweifelten verzeihen, was er gethan und seine inbrünstige Bitte nicht unerfüllt lassen. Sie lautet dahin: mein teures Weib hier auf dem allgemeinen Friedhof würdig bestatten und ihr Grab so herrichten zu lassen, daß es nicht Gefahr läuft, mit der Zeit vernichtet zu werden. Mag es der Welt verborgen bleiben, „was und wer" die Entschlafene ist, auch wünsche ich es nicht, brauche es wohl auch kaum zu befürchten, daß ihr Leib in der Familiengruft beigesetzt wird; Gerda war ja im Leben getrennt von ihrer Familie, mag sie es auch im Tode bleiben — mir aber soll sie auch im Tode erreichbar sein, ich will an ihrem teuren Grabe knieen und beten können. Dieses ist meine innige, meine heiße Bitte!

„Es bäumt in mir sich alles auf, wenn ich denken müßte, Sie, Herr Baron, könnten dieselbe unbeachtet lassen, könnten die Hülle der Entschlafenen hartherzig preisgeben — fürwahr, mein Herr, ich könnte mich in diesem Falle nicht enthalten, offen hervorzutreten, die wahre Thatsache der Oeffentlichkeit preiszugeben. Ja, noch mehr, ich könnte mich im Wahnsinn des Schmerzes vergessen und — doch, nein, nicht drohen will ich, es ist meiner, wie meines Weibes nicht würdig, aber wachen will ich, wachen Tag und Nacht, bis die selig Entschlafene friedlich unter geweihter Erde ruht und dann, ja dann — fürchten Sie nicht, Herr Baron, daß ich Ihnen irgendwie lästig falle — ziehe ich mit meinem Kinde wieder hinaus in die Welt, dem Kampfe und einsamen Dasein entgegen.

„Eines nur möchte ich noch hinzufügen: Bedauern Sie Gerda nicht, sie war glücklich! Noch in ihrer letzten Stunde, als ich an ihrem Lager kniete und sie noch einmal zum Bewußtsein erwachte, schlang sie die Arme um mich und unser Kind und flüsterte noch gebrochenen Auges: „Gute Nacht, Geliebten, und auf Wiedersehen — ich war namenlos glücklich!" Dann hauchte sie ihren letzten Seufzer aus und ich drückte ihr die lieben Augen zu.

„Eine Stunde später legte ich ihr das Kreuz, das sie stets getragen, und diesen Brief in die erkalteten Finger, noch ein letzter Blick und dann verschwanden wir still, wie wir gekommen — ungehört und ungesehen im Dunkel der Nacht. —

„Noch einmal flehe ich, erfüllen Sie versöhnten Herzens die Bitte eines gebrochenen Mannes — Gott segne Sie dafür.

Antonio Basani."

Die Freifrau, welche sich während des Lesens auf einen Sessel niedergelassen, hatte geendet. Der Brief entsank ihrer Hand, farblosen Antlitzes erhob sie sich und verließ ohne ein Wort das Gemach. Des unglücklichen Mannes Bitte wurde erfüllt.

Ein kleines Häuflein, teils mitleidiger, teils neugieriger Menschen, folgte dem Sarge der ungekannten Toten. In einem verborgenen Winkel des Friedhofs an die Mauer gedrückt stand ein müder, gebrochener Mann und ein Knabe, von ferne der traurigen Handlung zuschauend und heiße Gebete flüsternd.

* * *

Zwanzig lange Jahre sind seitdem verflossen. Was geschieht nicht alles in zwanzig Jahren. Alte Ereignisse geraten in Vergessenheit, neue tauchen auf und erfüllen die Gemüter der Menschen — neuer Menschen, denn auch die alten Menschen sind hinübergegangen in die Ewigkeit und haben einer jüngeren Generation Platz gemacht.

Auch auf Schloß Erlenkamp hat sich gar vieles geändert. Der alte Freiherr schlummert seit fünf Jahren in der Familiengruft, und sein Neffe Wolfgang von Korbin hat die Herrschaft des Gutes übernommen. Er bewohnt mit seiner Gemahlin, einer gütigen, sanften Frau, die er über alles liebt, und seinen zwei Töchtern die Hälfte des großen Schlosses, während die alte, noch lebende Freifrau die ganze andere Hälfte des Schlosses innehatte.

Sie ist auch im Alter die strenge, stolze Frau geblieben und, wie einst ihre Nichte Gerda, so suchen auch nun des Neffen Töchter: Alice und Margarete, mit Scheu die gestrenge Großmutter auf.

Alice, die ältere der beiden Schwestern, ist ein Mädchen von zwanzig Jahren, nicht gerade schön zu nennen, aber von höchst sympathischem, gewinnendem Aeußeren. Das Anziehendste in ihrem Gesicht sind die großen, grauen Augen, aus denen unbegrenzte Herzensgüte, aber auch Geist und Verstand leuchtet.

Margarete, eine frische Brünette, das echte Kind ihres Vaters, zählt kaum vierzehn Jahr und wird, wegen ihres kindlichen Aussehens und Wesens, auch noch vollständig als Kind betrachtet; sie ist mit ihren witzigen Einfällen und Streichen das belebende Element der Familie, von jedermann gern gesehen und beliebt. Ein friedlicher, fröhlich warmer Geist herrscht nun auf Schloß Erlenkamp — anders, ganz anders, als vor vierzehn Jahren.

Herr von Korbin ist ein edler, jovialer Mann von kraftvollem, gewinnendem Aeußeren und verbindlichem, leutseligem Wesen. Alle Schroffheit und Engherzigkeit, die er einst aus dem Hause seines Onkels mit in die Welt genommen, war im Verkehr mit der Außenwelt, mehr noch an der Seite seiner edelmütigen, großherzigen Gattin dahingeschwunden.

Zugleich war er, seitdem er die Staatsgeschäfte niedergelegt, ein eifriger, geschickter Landwirt, der schon mancherlei Neues und Nützliches auf Erlenkamp eingeführt hatte. Nun sollte noch ein teilweiser Umbau des Schlosses wahrgenommen werden, wozu von verschiedenen Baumeistern, die sich darum beworben und das Schloß besichtigt hatten, bereits Pläne eingereicht worden waren.

Zwei derselben wurden in engere Wahl gezogen und nach eindringlicher Prüfung entschied sich Herr von Korbin für den des Baumeisters Werheim aus der Reichshauptstadt.

Es war an einem herrlichen Maimorgen, als ein junger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren den eine halbe Stunde langen Waldweg von der Eisenbahnstation nach Erlenkamp zurückkehrte. Mittelgroß und geschmeidig war seine Gestalt, elastisch sein Gang. Das wohlgeformte Gesicht hatte mit seinem dunklen Teint, der feingebogenen Nase und den feurigen schwarzen Augen entschieden einen fremdländischen, südlichen Typus, wogegen das volle, aschblonde Haar seltsam abstach; ein ebensolcher Schnurrbart beschattete den wohlgeformten Mund.

Er schien es mit seinem Gange nicht gar zu eilig zu haben, der einsam Wandelnde, denn oftmals blieb er stehen, beschattete mit der Hand sein Auge und blickte vom Waldesrande aus forschend und träumerisch in die Weite ringsumher.

So war er allmählich in der elften Stunde an sein Ziel, Schloß Erlenkamp, gelangt, woselbst der Hausherr den heut' überraschend Kommenden auf das liebenswürdigste empfing und ihn alsbald von dem alten Diener in die für ihn bestimmten Zimmer führen ließ. Während dieses Ganges schweifte sein Auge voll Interesse durch die verschiedenen Räume, und es schien nicht nur der prüfende Blick des Künstlers zu sein, der hier seine Thätigkeit ausüben sollte, nein, einem feinen Beobachter wäre es nicht entgangen, daß ein rein persönliches Interesse seine Blicke regierte, denn wehmütig war der Ausdruck seines Antlitzes, und ein leiser Schatten flog darüber hin.

Dies alles währte nur wenige Sekunden, denn schon war man an der Thür seines Wohnzimmers angelangt und der Diener öffnete ehrerbietig und ließ ihn eintreten.

Kaum aber hatte er seinen Fuß über die Schwelle gesetzt, so blieb er wie gebannt wieder stehen, überrascht von dem lieblichen und unerwarteten Bilde, das sich ihm darbot. Eine hohe Stehleiter, auf deren oberer Sprosse eine zierliche Mädchengestalt mit

aufgeschürztem Kleide schwebte; fröhlich lachend schwang sie den Hammer, um einen Nagel in der Wand über dem Sofa zu befestigen. Unten am Boden aber stand eine zweite Mädchengestalt, mit einer Hand die Leiter festhaltend, mit der andern ein großes Bild stützend, das neben ihr am Fußboden lehnte.

Ein Ausruf des Schreckens entschlüpfte beider Munde, als ein Fremder so plötzlich vor ihnen stand.

Margarete ließ vor Schreck den Hammer mit Gepolter niederfallen und nestelte schleunigst an ihrem aufgesteckten Kleide und Alice, die über und über erglüht war, schien nicht üble Lust zu haben, auf und davonzulaufen und ebenfalls das Bild fallen zu lassen. Dennoch faßte sie sich und blieb ruhig stehen; auch war der Fremde bereits hinzugesprungen, um den Erschrockenen zu Hilfe zu eilen, da er sah, daß Alice sich bückte.

Beide griffen nach dem Hammer und ihre Hände berührten sich. — Alice zuckte leicht zusammen und des jungen Mannes Antlitz überflog leise Röte.



Suspension in der Kopfschwebe zur Streckung des Rückgrates.

Wortlos standen sie sich nun beide einen Augenblick gegenüber und verwirrt erwiderte Alice seine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung. Margarete schwebte noch immer wie eine Siegesgöttin hoch oben auf der Leiter, sich mit beiden Händen den Mund zuhaltend, um nicht laut loszulachen, und noch ehe der junge Mann eine Entschuldigung hervorbrachte, rief sie freimütig und fröhlich von oben herab: „Aber, Sie sollten doch erst morgen kommen! Nicht wahr, Sie sind doch der Herr Baumeister Werheim? Wir wollten Ihnen nämlich hier das schöne Bild herhängen, weil Sie doch Künstler sind und es so passend und interessant für Sie ist; nun,“ fuhr sie durch des Fremden freundliches Lächeln ermutigt fort, „nun können Sie uns gleich helfen, denn ich habe bereits den fünften Nagel krumm gehammert — wollen Sie?“

„Marga,“ wehrte bestürzt Alice, „wie kannst Du nur so vorlaut sein!“

Doch, Werheims Gesicht strahlte vor Vergnügen und Belustigung, und mit einem fröhlichen Scherzwort sprang er hurtig die nun freigewordene Leiter hinan, frisch den Hammer schwingend.

„Mama hat uns auf unser Bitten hin nämlich den letzten Aufputz des Zimmers hier überlassen,“ plauderte Marga weiter und sah dabei sehr wichtig und gehoben aus, „und dabei haben Sie uns so überrumpelt; na, vielleicht war's zum Segen, nicht wahr, Alice? Sonst stände ich heute abend noch auf der Leiter.“

Werheims Blick ruhte entzückt und belustigt auf dem frischen, natürlichen Kinde, und es that ihm ordentlich leid, als beide Mädchen nun das Zimmer verließen und er sich allein sah. Geheimer Zauber schien ihn hier zu umwehen, und aus allen Ecken und Nischen däuchte ihm bald Margaretens frisches Gesichtchen anzulachen, bald Alicens sanftes, graues Auge entgegenzuleuchten.



Die Orthopädin: Redressierung im Lagerungsapparat. (Mit Text.)

„Ein schöner, ermutigender Anfang,“ flüsterte er und begab sich nun hurtig daran, den Reisestaub abzuschütteln und Toilette zu machen, um der Familie alsbald seine Aufwartung machen zu können. Ehe er jedoch die Treppe hinabstieg, trat er noch einmal gespannten Blickes an das geöffnete Fenster seines Wohnzimmers. Leises Beben durchrieselte seine Gestalt, und seine Hand griff nach dem Herzen, als fühle er dort einen momentanen Schmerz. — Suchend schweifte sein ernstgewordener Blick über die Wege und Anlagen des Parkes und blieb endlich, nicht achtend des herrlichen Blütenschmuckes der Bäume, an einer Gruppe dunkler Tannen und Fichten hangen, welche gerade unterhalb seiner Fenster einen düsteren Winkel bildeten. — Lange hatte er so im Anschauen und tiefen Gedanken versunken dagestanden, als es leise, dann lauter an seine Thür pochte und auf sein „Herein“ der alte Diener eintrat, der ihn in des gnädigen Herrn Zimmer herüberbat.

(Schluß folgt.)

Die erste Gesellschaft.

Humoreske von Paul Bliß.

Kanzleirats geben heute ihre erste Gesellschaft. Alle in der Wirtschaft sind in einer ungeheuren Aufregung. Es wird geklopft, gebürstet, gescheuert, gewaschen und geputzt; eine fieberhafte Thätigkeit, wohin man auch blickt. Aber immer fehlt noch etwas, hier dies, dort das, hier ein Deckchen, dort ein Blumenstrauß, hier sitzt die Portière schief, dort reicht der Teppich nicht, um eine fehlerhafte Stelle im Fußboden zu verdecken, und im Salon sind noch keine Gardinen aufgesteckt. — Himmel! Wie soll das werden! Und die Kanzleirätin seufzt — noch einmal — und noch einmal — seufzt aus banger Verzweiflung. O, diese Tapezierer!

Da trifft der Herr Kanzleirat ein. Ein kleiner, korpulenter Herr mit dickem Kopf und wenigem Haar, im Gesicht strahlend vor Freude, Glückseligkeit und Zufriedenheit. Eben kommt er vom Frühschoppen. Er hat diesen Morgenimbiß heute länger ausgedehnt als gewöhnlich, um zu Hause der Wut seiner reinemachenden Frau zu entgehen.

„Nun, läßt Du Dich heute wirklich noch sehen?“ Die Kanzleirätin schleudert ihm einen bitterbösen Blick zu. Er aber lächelt still, unschuldig, als merke er die Gewitterwolken nicht.

„Ich störe Dich ja doch bloß, Frauchen.“

„Natürlich, eine treffende Ausrede hast Du ja immer.“

„Aber, Rikchen!“

„Ach was! Laß die Schmeichelei! Warum störst Du mich bloß?“

„Sollte ich Dir denn helfen, liebe Frau?“

„Aber warum denn nicht?“

„Mein Gott, Du sagtest doch selbst —“

„Natürlich! Jetzt habe ich wieder die Schuld? So bist Du immer! Jawohl immer!“

„Aber bestes Rikchen!“

„Laß mich zufrieden! Du bist unausstehlich!“

„Unausstehlich? Aber ich muß doch sehr bitten, Rikchen.“

„So, also auch noch beleidigt? Ist es vielleicht recht gehandelt von Dir, daß Du Dich in den Kneipen herumtreibst, während ich mich zu Hause plagen und quälen muß!“

„Erlaube — bitte, bitte, erlaube. Zunächst treibe ich mich überhaupt nicht herum; diesen Ausdruck verbitte ich mir!“

„Was! — Du willst mich wohl noch —?“

„Jawohl, verbitte ich mir! Weshalb mußt Du Dich denn quälen? Habe ich vielleicht die Gesellschaft gewollt?“

„Aha, das also ist es! Jetzt erkenne ich Dich ganz? Du gönnst mir nicht einmal die unschuldige Freude! Du, Du Egoist, Du!“

Baff! Die Thür flog zu. Die Kanzleirätin war fort. — Der Herr Gemahl will ihr zuerst nacheilen, an der Thür aber besinnt

er sich eines Besseren — er kehrt um, geht in fürchterlicher Wut und Erregung hin und her und wirft sich endlich in einen Fauteuil. Er, ein Egoist — das war zu toll! Das hatte ihm noch niemand zu sagen gewagt. „Warte, Du! Warte!“ Und er ballt die beiden



Das neue Königl. bayrische Nationalmuseum in München. Erbaut von Professor Gabriel Seidl. (Mit Text.)

Fäuste — in der Tasche. — Und warum schließlich dieser ganze Aerger? Um die Gesellschaft heute nachmittag? Ich wünschte die ganze Gesellschaft nach Honolulu! — Wie hatte er sich gegen dies erste Mal gesträubt! Er wußte wohl, ein solcher Abend würde andere bringen, zahllose neue Bekanntschaften, zahllose neue Verpflichtungen. Um seine Ruhe war es geschehen. — Aber umsonst war all sein Gegenreden, ganz umsonst. Sie wollte es, sie, seine Gattin. Und was sie einmal gewollt hat, das hat sie auch durchgesetzt — immer, immer. — Ach ja, diese Ehe! Warum hatte er sich blenden lassen durch die reiche, überreiche Mitgift! — Denn darum hatte er das nicht mehr ganz junge Rikchen doch nur geheiratet. Um zwei ganze Jahre war sie älter als er. Das wäre immer noch nicht so schlimm gewesen, aber ihre Energie, ihre beängstigende, männliche Willenskraft. — O, hätte er das ahnen können!

Nun aber war's geschehen. Jetzt mußte es ertragen werden, so oder so. — Da blickt er auf und sieht die gardinenlosen, kahlen Fenster. Himmel! Das hatte er ja ganz und gar vergessen! Er sollte gestern den Tapezierer bestellen. O weh! Was nun?

Er sieht auf die Uhr. — Jetzt ist es zu spät. Der Tapezierer wohnt eine halbe Stunde weit. Einen andern holen? Ja, ja! Aber wo einen finden? Na, versuche man's.

Er steht auf, nimmt Hut und Stock, ballt die Hände in stummer Wut — o, diese Gesellschaft! Dann wankt er zur Thüre hinaus.

Die Kanzleirätin hatte die Thür klappern hören. Neugierig tritt sie ein. Er ist fort. Was!? Das ist doch wahrhaftig zum toll werden! Sie berstet beinahe vor Aerger.

Nun bekommen's die armen Dienstboten. Die gnädige Frau fährt herum wie eine Wilde, sie rast nur so durch die Zimmer. Die Wut muß austoben. O, dieser Mann! — diese Männer!

Die Lohndiener kommen; die Tafel wird gedeckt.

Peinlich sauber, alles gerade und exakt wie in einer Linie. So lieben es die Beamten. Aber prunkvoll, viel Silber, und natürlich das echte Geschirr und die feinste Wäsche, die mit den handgroßen Monogrammen und Blumen, aber künstliche — die kann man doch wieder brauchen. O, sie ist auch sparsam, die gnädige Frau, sparsam bei aller Pracht; das macht die gute Erziehung in der Provinz.

Nun ist das Werk vollbracht. Die Tafel prangt in jungfräulicher Weiße. Köstlich, prächtig! Das wird Eindruck machen.

Und sie lächelt still und zufrieden.

Aber die Tisch- und Menukarten? Sollte ihr Mann die vergessen haben? Er wollte sie doch heute früh schreiben.

Und sie sucht nun und sucht und sucht an allen den Stellen, wo sie wohl liegen könnten. Vergebens.

O, dieser Mann! Er hat es verbummelt. Entsetzlich! Fürchterlich! Eine Stunde noch, dann werden die Gäste kommen — und keine Tischkarten sind da. Schrecklich!

Er hat es vergessen, verbummelt, er ist in die Kneipe gegangen, hat getrunken, getrunken — o, er ist ein Trunkenbold!

Sie weint vor Aerger, sitzt in einer Ecke und weint wirkliche Thränen. Aber nein, der Spiegel sagt ihr, daß Thränen sie alt machen — nein, sie will nicht weinen.

Und dieser Tapezierer! Noch immer ist er nicht da. Wenn die Gäste kommen und im Salon keine Gardinen sind — nein, das wäre geradezu fürchterlich. Plötzlich fällt ihr etwas ein, und sie zuckt zusammen. Ihr Mann wird doch nicht auch vergessen haben, den Tapezierer zu bestellen — das wäre der Gipfel.

Da geht die Thüre auf.

Der Herr Gemahl tritt ein — er hat keinen Ersatz gefunden — blaß, totenblaß — so will er an seiner Gattin vorüber.

Doch sie hält ihn fest am Rockärmel.

„Mann, hast Du den Tapezierer nicht bestellt?"

Jetzt geht's los, denkt er. Er will sprechen, etwas zu seiner Entschuldigung, nur ein paar Worte — er kann nicht, wie zugeschnürt ist die Kehle. Nun legt sie los.

„Auch das noch. O, Du — Du —!"

„Ich selbst werde die Gardinen anstecken."

„Du!? Das möchte gut werden."

„Ich verstehe es, Rikchen — glaube mir, ich verstehe es — ein tüchtiger Ehemann versteht alles."

Die Gardinen werden gebracht, die vergoldeten Stangen auch. Er geht ans Werk. Sie aber geht weinend hinaus.

Der Kanzleirat steckt die Gardinen an. Er versteht es wirklich. Ein Mädchen assistiert ihm. Verflucht! er hat sich gestochen — wieder und noch einmal.

„Zum Donnerwetter!" Jetzt wird er unruhig. Er sticht sich nun noch einmal. Da reißt ihm die Geduld. Er zerrt an dem lichten Tüllgewebe, zrr, ein Loch.

„Allmächtiger!"

Er sieht sich um — Gott sei Dank, seine Frau ist nicht da. Das Mädchen holt Nadel und Stopfgarn; der Schaden wird repariert. Von neuem beginnt er sein fürchterliches Werk — von neuem die Stiche, wieder und wieder von neuem verläßt ihn die Geduld. Diesmal hat er das Band abgerissen, das an der Stange festgenagelt ist und an das die Gardinen angesteckt werden. Verwünscht! Er braucht einen Hammer und einen Nagel, um das Band wieder anzunageln.

Das Mädchen stopft noch an dem Loche. Ein zweites Mädchen wird gerufen. Es sind keine so kleinen Nägel im Hause. Also holen. Das zweite Mädchen holt Nägel.

Inzwischen hat er das Band ganz abgerissen, es ist durchlöchert, fast unbrauchbar.

Jetzt sind die Nägel da.

Er hämmert. „Au!" Er hat seinen Finger getroffen, schon wieder — und zum drittenmal; „das soll doch der Teufel holen!"

Nun, er ist gleich fertig, doch jetzt merkt er, daß das Band zu mürbe ist und die Gardinen nicht mehr hält.

Also ein neues Band. — Wieder nicht im Hause! — Holen, holen! Er fährt herum, daß die beiden Mädchen zusammenfahren. Eben will das zweite Mädchen gehen, um das Band zu holen, als die Kanzleirätin sie ruft. Das geht vor. Jetzt wird das andere Mädchen nach Band geschickt.

Inzwischen, um ja keine Zeit zu verlieren, stopft der Herr Kanzleirat an dem Loche der Gardinen — ha, ha, er lächelt unwillkürlich, so weit ist er nun doch gekommen; ein gardinenstopfender Ehemann! Endlich ist das Band da. Er nagelt es an, schlägt sich wieder auf die Finger, schreit, wimmert — aber das Band sitzt beinahe schon fest, nur ein Endchen noch.

Nun muß er die Stange umdrehen, dazu braucht er beide Hände, er legt den Hammer auf das Fensterbrett — das Fenster steht offen — er hat ihn zu weit hinausgelegt, der Hammer rutscht — der Kanzleirat sieht es, er kann ihn aber nicht halten, da er mit beiden Händen die Stange dreht — der Hammer rutscht zum Fenster hinaus — patsch, liegt er unten im Flusse.

„Die Krämpfe kann man bekommen vor Aerger."

Er tobt, schimpft, rast — der Hammer ist fort.

Was nun? Ein anderes Instrument zum Hammern — aber was? Halt — der Stiefelknecht.

Er wird herbeigeschafft. Es geht, wenn auch schwer, mit entsetzlicher Anstrengung, aber es geht.

Endlich sind die Gardinen angesteckt; die Stangen werden auf die eisernen Haken gelegt — fertig. Gott sei Dank! — Aber um des Himmels willen! Das sitzt ja alles schief. Neuer Schreck, neues Schimpfen und Toben — doch die Gardinen bleiben schief!

Da kommt die Kanzleirätin herein und sieht die Bescherung. „Sagte ich es nicht!? Du bist ein prächtiger Mann! O Gott!"

Die Gardinen werden wieder heruntergeholt, abgesteckt und von neuem wieder befestigt. Diesmal macht es die gnädige Frau selbst.

Endlich ist diese Arbeit gethan. Aber es ist auch hohe Zeit, in einer halben Stunde können die Gäste kommen.

Das Mädchen meldet den Friseur. Die gnädige Frau fährt zusammen. Sie muß jetzt an ihre Toilette denken. „Gleich! Gleich!"

„Mann, hast Du die Tischkarten fertig?"

Der Mann bekommt einen neuen Schwindel. Er faßt an die Stirn — vor seinen Augen beginnt es zu flimmern. Woran hat er denn nur gedacht — ach, dieser Frühschoppen! Der ist an all dem Unheil schuld.

Die Frau rauscht wortlos zur Thür hinaus.

Er geht an den Schreibtisch. — Und er beginnt zu schreiben. Zuerst die Menukarten. Er ist in einer entsetzlichen Aufregung. Er möchte in fliegender Hast über das Papier rasen, immer hopp, hopp, hopp, Grundstrich, Haarstrich, rauf und runter — aber diese verdammte Feder! Er kratzt, streicht, putzt, aber das eigensinnige Ding wird immer widerspenstiger. Klex! Da war die Bescherung — ein großer schwarzer Tintenfleck, und gleich über drei Karten gespritzt. Na, wenn das so fortgeht.

Endlich sind die Menus geschrieben. Nun schnell an die Tischkarten. — Aber das Verzeichnis der Gäste, wo steckt es nur? Er sucht und sucht, stöbert in allen Papieren herum, umsonst. Wo hat er es denn gelassen? — Vielleicht hat es seine Frau. Er eilt zu ihr. Er klopft. Ein kurzes, gebietendes „Herein" ertönt.

„Frauchen, hast Du vielleicht das Verzeichnis der Gäste?"

Sie, im Frisiermantel vor dem großen Spiegel, blickt ihn grimmig an. Das ist doch, um davonzulaufen! Sie will gleich wieder loswettern — aber der Friseur.

„Aber, ich habe es Dir doch gegeben, Mann!"

Die Kanzleirätin ist mit der Toilette fertig.

Er betrachtet seine Frau, er staunt sie an, immer und immerzu. Geschmack hat sie doch, das muß man ihr lassen. Und die Jahre sieht man ihr wahrhaftig nicht an, — Weiberfinessen!

Nun soll auch er Gala anlegen. — Sie drängt. Er muß sich tummeln, — wieder ein Seufzer, dann geht er in sein Zimmer.

Inzwischen legt sie die Tischkarten, ordnet hier und dort noch, — eine letzte Musterung. Ja, nun mögen sie kommen, — mögen sie!

Sie steht wie triumphierend vor dem Spiegel, sie bewundert sich selbst. — O, sie muß noch Eindruck machen.

Endlich, endlich wird sich verwirklichen, was in all den langen, langen Jahren ihr sehnlichster, heißer Wunsch war: sie wird in die Gesellschaft kommen. Darum hat sie in diese Ehe gewilligt, darum, nur darum. Was hätte ihr all das Geld genützt, wenn sie keinen gesellschaftsfähigen Mann bekommen konnte. Eine verbitterte alte Jungfer, hu, wie das klingt. Ihr Vater? — Hätte er sie einführen sollen? — Nein das ging nicht, er war nicht der Mann dazu, von ihm war nichts zu hoffen. Blieb also nur eine Ehe. Aber auch das war so leicht nicht gewesen, bis endlich, endlich ihr Kanzleirat — ah, da ist er ja.

Er war wieder eingetreten, — schwarze Hose und Weste hatte er an, blendend weiße Wäsche, aber noch keinen Frack.

„Was hast Du denn nun wieder angerichtet, Mann?" Sie ahnt nichts Gutes, denn er steht da wie vernichtet

„Mein Frack — da, ich wollte eben hinein, — da platzt die Rückennaht!“

„Schrecklich! Soll man dabei nicht krank werden?“

„Aber Riekchen, dafür kann ich doch nicht.“

„Nenne mich doch nicht immer Riekchen. Wenn das einer von den Gästen hört — was soll er denken. — Ja, dann ziehst Du eben den alten Frack an.“

„Um Gotteswillen, diese Zwangsjacke!“

„Du kannst doch die Leute nicht in Hemdsärmeln empfangen!“

„Frau, die Sticheleien verbitte ich mir.“

Die Klingel schlägt draußen an, — einmal, zweimal, dreimal.

„Die Gäste kommen! Mann, so eile doch! Du wirst uns noch blamieren!“

„Mein Gott, ja, ja! Ich gehe schon!“

Von neuem seufzte er tief und schwer. O, dieses Schicksal!

Dann schleppte er sich in sein Zimmer.

Und sie eilt an die Thür. — Das Herz pocht ihr hörbar laut.

Jetzt werden sie kommen!

Aber sie kommen noch nicht. Die Boten vom Koche sind es. Die Speisen werden gebracht. Sie ist ein wenig enttäuscht. Schließlich nimmt sie ein Tuch um die Schultern, hebt die Schleppe auf, damit ihre Robe nicht befleckt wird, — dann eilt sie in die Küche, um danach zu sehen, daß alles glatt von statten geht.

Jetzt ist alles bereit. Die Zimmer arrangiert, die Tafel gedeckt, die Weinflaschen entkorkt und draußen dampfen die Speisen, — die Gäste können kommen.

(Schluß folgt.)

Wie sollen wir Sonntag feiern?

Wie sollen wir Sonntag feiern? Diese Frage drängt sich oft nicht nur wahren Christen, sondern allen Gläubigen auf. Die Gesundheit des Leibes und das Gedeihen des Geistes erfordert eine wahre Sonntagsruhe; ohne sie werden wir an beiden Schaden erleiden, vor der Zeit wird Kränklichkeit und Siechtum überhand nehmen und schon viele hervorragende Aerzte haben es ausgesprochen, daß durch gewissenhafte Einhaltung des Sonntags, als des einzigen Ruhetages in der Woche, das Leben um mehr als den siebenten Teil verlängert wird. Und gerade in unserer Zeit der Ueberhastung, des allzu eiligen und rastlosen Schaffens ist es dringend geboten, wenigstens einen Tag in der Woche wirklich auszuruhen. Ohne Sonntag kein Gedeihen der Gesundheit, ohne Sonntag kein Gedeihen des Familienlebens.

In der Woche könnt ihr Väter kaum, wie es so recht eigentlich nötig ist, um eure Kinder sein, ihnen rechten Rat erteilen, auf alle ihre Einfälle und Pläne eingehen, sie so recht gedeihlich führen; am Sonntag sei dies eure erste und vornehmste Aufgabe, an diesem Tage sollt ihr ganz euren Kindern leben und mit Frau und Kind Stunden trauter Gemeinschaft haben. So war es zu den Zeiten unserer Väter, warum soll es heute nicht möglich sein? Hier wird mancher entgegnen, ja können wir den Sonntag so ganz fern von unserem Geschäft und Beruf bleiben, ohne wirtschaftlich zurückzukommen? Wird denn in sieben Tagen nicht mehr geschafft, als in sechs Tagen? Jawohl, ihr wähnet so und doch ihr täuschet euch! Eine Maschine kann unausgesetzt in Thätigkeit gehalten werden und auch sie nutzt sich mit der Zeit ab, wieviel mehr der Mensch, das von Gott zu Höchstem bestimmte Wesen, der keine Maschine sein soll, dessen Aufgaben höhere sind und bei dem sich Körper und Geist gleichzeitig noch weit schneller abnutzen würden, als ein von Eisen konstruierter Körper. Er bedarf der Ruhe, wie der Nahrung; und findet er einen Tag Ruhe, um Körper und Geist zu stählen nach sechs Tagen anstrengender Arbeit, seine Gesundheit, Arbeitskraft und Lebensdauer werden wachsen. Es ist daher nicht wahr, daß er durch weise Ausnützung dieses einen Ruhetages in seinem Geschäft zurückkommen wird, nein vielmehr er wird es gefördert sehen, mit neuer Kraft, neuen Ideen und neuem Willen wird er die kommende Woche antreten und rüstig weiterschaffen können. Ein jeder begehe den Sonntag nach seinem Willen — nicht in Schwelgerei oder Unlauterkeit — doch freudig und froh im Kreise der Seinen; er gönne sich und allen, die ihm nahestehen oder ihm untergeben sind, dieselbe Ruhe an diesem von Gott selbst eingesetzten Tag, wie er eine solche für sich beansprucht und beanspruchen darf, stets eingedenk seiend des schönen Wortes unseres Herrn: Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch!

Nur wer den Sonntag einmal erkannt hat in seiner ganzen Wichtigkeit für alles Körperliche und Geistige, somit auch materielle, sociale und nationale Gedeihen, der wird ihn auch so recht zu würdigen wissen und wissen, welch' gute Folgen ein solcher rechter Ruhetag für das Wohl der Familie bietet.

Vorfrühling.

Der Reif taut von den Bäumen,
Der Schnee schmilzt über Nacht,
Die jungen Knospen träumen
Von neuer Blütenpracht.
Leis' klingt es in den Winden
Durch Wald und Flur und Hain:
Das erste Lenzempfinden
Belebt die Vögelein.

An jedem Strauch und Stöckchen
Dringt Aug' um Aug' hervor.
Schon heben sich Schneeglöckchen
Im Waldesgrund empor!
Und in den Lüften wallet
Einsam ein Vogelzug,
Deß Frühlingsgruß erschallet
Von Süden her im Flug.

Nun treibt ein neues Leben
Warm in der Erde Schoß
Und schafft mit vollem Streben
Geheim ein bessres Los.
Bald sprossen frische Triebe
Voll Duft und Seligkeit,
Dann blühen Lenz und Liebe
Als schöne, goldne Zeit!

Müller von der Werra.

UNSERE BILDER.

Der Fang des Grindelwals auf den Färöer. Der Grindelwal, dessen Fang auf den Färöer, der zu Dänemark gehörenden Inselgruppe im Atlantischen Ocean, wir veranschaulichen, ist eine Delphinart. Sobald der Fisch, der sechs bis sieben Meter lang wird, sich in der Nähe der Küste zeigt, stechen einige Boote in See, und es beginnt eine Treibjagd. Durch Schläge mit den Rudern und durch Steinwürfe wird die umzingelte Herde nach dem Lande zu getrieben und daselbst getötet. Unser Bild zeigt einen Meereseinschnitt bei der Hauptstadt Thorshavn auf der Insel Strömö. Die Wale sind bereits erlegt; aus dem Wasser ragen die Flossen der toten Tiere hervor. Das Fleisch des Grindelwals wird sowohl frisch als getrocknet gegessen und soll fast wie Rindfleisch schmecken. Der Kopf, der Speck, die Eingeweide liefern eine Menge Thran. Die erlegten Wale werden gleichmäßig unter die Fischer verteilt nach einem Abzug für Staat, Kirche, Schule und Armenpflege.

Frauenberufs- und Erwerbszweige. Nicht durch Kongresse und Frauenprotestversammlungen allein werden den Frauen neue Berufe eröffnet — nein, sehr häufig gelingt es der stillen, aber zähen Energie eines einzigen Weibes, sich eine neuartige Existenz zu gründen und dadurch bahnbrechend für viele ihres Geschlechts zu wirken. So hat Frl. Katharina Wegner in Berlin für orthopädische Heilgymnastik selbständig Privat- und öffentliche Kurse eingerichtet. In Schweden waren Frauen für diese Thätigkeit längst gewonnen, aber in Deutschland sahen wir nur vereinzelt auftretende Turnlehrerinnen, welche in ihren Zirkeln das gewöhnliche Turnen zur allgemeinen Körperkräftigung bei Kindern betrieben. — Frl. Wegner war ursprünglich und ist noch als Turnlehrerin im Südosten Berlins beschäftigt. Sie begegnete in diesem Beruf einer Menge schiefer und verkrüppelter Kinder, denen die notwendige, aufmersame Behandlung fehlte. Dies brachte sie auf den Gedanken, daß sich hier ein neues und erweitertes Feld der Arbeit für sie eröffnen konnte. Unverzagt ging sie ans Werk. Sie ließ sich geraume Zeit privatim durch einen tüchtigen Arzt in der Anatomie und Orthopädie unterrichten und besuchte, mit diesen Vorkenntnissen ausgestattet, als Hospitantin die Universitäts-Poliklinik von Professor Wolff, dessen Institut bisher den studierenden Frauen als solchen, mit Ausnahme einer schwedischen Aerztin, verschlossen gewesen war. Im Jahre 1894 bestand Frl. Wegner das Examen als Orthopädin und erhielt darüber ein Zeugnis von dem erst kürzlich verstorbenen Prof. Dr. Angerstein, worauf sie jene oben erwähnten Kurse eröffnete. — Die städtische Behörde stellte der Dame einen Turnsaal für orthopädische Uebungen zur Verfügung und gestattete ihr, daselbst die notwendigen Apparate aufzustellen unter der Bedingung, daß sie eine Anzahl armer, kranker Kinder umsonst behandle. Aus eigenem Antrieb erhöhte sie die Zahl derselben, während Bemittelte ihr ein Honorar von fünfundzwanzig Mark monatlich, weniger Bemittelte je nach Uebereinkommen ein geringeres entrichten. Frl. Wegner sieht auf eine erst mehrjährige Thätigkeit zurück, aber ihre Erfolge sind wohl imstande, den Beruf als einen solchen zu kennzeichnen, welcher eine Frau nach jeder Richtung hin mit Befriedigung erfüllen kann. Wir sahen eine unglückliche Patientin, die an englischer Krankheit gelitten und durch diese im Wachstum so zurückgeblieben war, daß das elfjährige Mädchen den Eindruck eines fünfjährigen Kindes machte. Abgesehen davon hatten sich noch andere Unzuträglichkeiten eingestellt. Denn die englische Krankheit besteht in ungenügender Verkalkung des zur Verknöcherung bestimmten Gewebes, infolge deren sich die Knochen nicht verhärten und den an sie gestellten Anforderungen keinen Widerstand entgegenzusetzen vermögen. Durch nicht genügende Beachtung im frühesten Kindesalter, wie z. B. Tragen des Kindes auf einem Arm und anderer solcher Belastung, tritt eine Verbiegung des Rückgrates ein, welche, bei weiterer Nichtbeachtung, von Jahr zu Jahr eine stärkere Verbiegung und Verschiebung der Wirbel und dadurch wieder naturgemäß eine Rippenerhöhung und Erschlaffung verschiedener Muskeln nach sich zieht. Nicht genug daran, werden durch die veränderte Lage der Rippen und Wirbel die diesen Knochen zunächst laufenden Nerven gedrückt, was große, bis zur Unerträglichkeit steigernde Schmerzen hervorruft. In diesem traurigen Zustand befand sich die oben erwähnte kleine Patientin, als sie im Februar 1896 in die Behandlung Frl. Wegners trat. Nach angewandter Massage und Heilgymnastik hörten die Schmerzen binnen kurzer Zeit auf und schon im September desselben Jahres konnte ein beträchtliches Wachstum des Kindes nachgewiesen werden. Ein anderer markanter Fall ist bei einem sechzehnjährigen Mädchen zu konstatieren, welches an bedeutender Rückgratverkrümmung und naturgemäß dadurch hervorgerufener Rippenerhöhung litt. Bei demselben trat erst im siebenten Lebensjahre durch falsches und zu anhaltendes Sitzen eine

Veränderung der Rückenformen auf. Nicht mit dem nötigen Ernste beachtet, verhärtete und verstärkte sich diese Verbiegung mit den Jahren derartig, daß der zuletzt befragte Arzt, trotz sorgfältiger Behandlung und großer Anstrengung es nicht vermochte, die Lage der Rippen im geringsten zu verändern. Nach zweimonatlicher Behandlung durch Frl. Wegner mittelst Massage und Heilgymnastik gelang es, die Rippen bedeutend schmiegsamer zu machen, so daß die Erhöhung derselben nicht nur nicht zunahm, sondern wesentlich geringer geworden ist. Ferner sind die heftigen Nervenschmerzen, von denen auch diese Patientin geplagt wurde, gänzlich verschwunden und ihr Allgemeinbefinden ein vorzügliches. Die Behandlung beider Fälle ist selbstverständlich noch lange nicht beendet, wie überhaupt vor einem zu frühen oder jähen Abbrechen der Kur auf das dringendste gewarnt werden muß. Zu erwähnen ist noch, daß die Orthopädie auf der Grundlage der Naturheilgymnastik, mit Massage vereint, für alle diejenigen eine Garantie bietet, welche nicht imstande sind, jene teuren mechanischen Apparate, wie sie die Zandersche Heilmethode verlangt, zu kaufen oder immer wieder teure Kurse darin durchzumachen. Wo aber Anlage vorhanden, ist die Gefahr der Verkrüppelung so lange zu befürchten, als der Mensch wächst, d. h. sich die Knochen bilden, auch wenn augenblickliche Heilung und Besserung eingetreten ist. Bei der hier betriebenen orthopädischen Behandlung aber wird der Patient gewöhnt, die Muskeln auch ohne Apparate richtig zu gebrauchen, den Gliedern eine normale Haltung zu geben, sowie richtig zu atmen, und dadurch in die Lage versetzt, auch zu Hause, also auch außerhalb der Behandlung, eine Haltung anzunehmen, die seinen kranken Gliedern zuträglich und förderlich ist. Daß diese Heilgymnastik nutzbringend auch von einer Frau angewendet werden kann, indem sie mittelst derselben verwachsenen Personen Hilfe leistet, wird an obigen Fällen nachgewiesen. Wenn man Frl. Wegner unter ihren großen und kleinen Patienten mit Energie, Klugheit und Geschick walten sieht, wenn man sieht, wie diese verkrüppelten Geschöpfe mit abgöttischer Liebe an der Dame hängen, die sie von Schmerzen befreit, ihre verkrümmten Glieder richtet und heilt, in anderen, schwereren Fällen vor Verschlimmerung und gänzlicher Verunstaltung bewahrt, indem sie die Krankheit zum Stillstand bringt, muß man bekennen, daß sich für gesunde, gebildete Frauen und Mädchen ein weites und edles Arbeitsgebiet eröffnet hat. —

Das königl. Bayrische Nationalmuseum in München. Das neuerbaute bayrische Nationalmuseum in München ist eine Schöpfung des Professors Gabriel Seidl, der damit die Isarstadt um ein Werk von hoher monumentaler und malerischer Schönheit bereichert hat. Es ist kein Prunkbau konventionell stilistischer Art mit mehr oder weniger reicher Architektur, sondern das Aeußere wurde bedingt durch die abwechslungsreiche Gestaltung im Innern, wo gegen hundert Räumlichkeiten zu schaffen waren, die eine kulturhistorische Repräsentation von vielen Jahrhunderten darstellen werden. — Das Ganze ist im Stil der deutschen Hochrenaissance zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gehalten. Diese Bauweise gewährte reichen Spielraum, und sie ist nirgends verlassen. Rein romanische oder gotische Motive kommen nicht vor. Schon in den Gesimsen und in der ganzen Gliederung des Baues spricht sich der Charakter der Renaissance aus, der dann im Haupttrakt zu reicher Entfaltung kommt. Der Giebelabschluß desselben mit offener Halle, Seitenterrassen und flankierenden Turmansätzen, nebst dem rückwärts sich erhebenden und in zierlicher Verjüngung aufstrebenden größeren Turm, giebt einen besonders schönen Mittelpunkt in dem architektonischen Bilde. Anschließend daran ist das rückwärts gelegene Haus für Gipsgießerei. Der gegen die Straße vorspringende Anbau im Westen ist zum Studienhaus bestimmt, in welchem Künstler und Handwerker auch in den Abendstunden Gelegenheit haben werden, die Schätze des bayrischen Nationalmuseums sich zu nutze zu machen.



Schneidig.

Lieutenant (in einem Restaurant, in dem ein Gast ein Klavier bearbeitet): „Kellnähr, nehmen Sie doch mal dem Manne das Klavier weg!"

Allerlei.

Na ja! Schwiegersohn: „Sie sagten mir doch, ich würde über die Mitgift, die Ihre Tochter bekommt, ganz überrascht sein, und nun geben Sie ihr gar nichts mit?" — Schwiegervater: „Na, überrascht Sie das etwa nicht?"

Doch etwas. Arzt: „Ich habe Ihnen doch Bergluft empfohlen, werden Sie denn nun diesen Sommer irgendwo hinreisen?" — Herr: „Verreisen werde ich gerade nicht, Herr Doktor, aber ich habe zum nächsten Ersten den fünften Stock in meinem Hause gemietet."

Ein Wink. Herr: „Ihre Frau Mama ist eine recht anspruchslose, alte Dame." — Fräulein: „Ach ja, sie wünscht sich nur noch einen Schwiegersohn."

Dick und dünn! Die französischen Schauspieler Desessart und Dugazon gerieten einst in Streit und forderten sich. Ersterer war kurz und beleibt, letzterer lang und dürr wie eine Hopfenstange. Als sie, die Pistole in der Hand, schon bereit standen, durchschritt Dugazon feierlichst den sie trennenden Raum, nahm ein Stück Kreide aus der Tasche, zog mit ihr auf dem Leibe Desessarts eine Längslinie und fragte ernsthaft: „Auf welche Seite soll ich zielen? Stehen mir beide Seiten zu freier Verfügung, dann habe ich zu viel voraus!" Desessart, der beleidigte Teil, mußte lachen, umarmte Dugazon und von einem Duell war nicht mehr die Rede. D.

Besteuerte Straßenbettelei. In der ehemaligen Republik Venedig war die Straßenbettelei eine Finanzquelle und sozusagen eine Domäne des Staates. Die sehr zahlreichen Bettler mußten ihre Bettelplätze an den Kirchen, auf den Brücken u. s. w. ordentlich lösen und zahlten einen bestimmten Pacht davon. Dieser war nach der größeren oder geringeren Frequenz reguliert und wurde in monatlichen Raten bezahlt. Die Bettelsteuer trug der Republik das nette Sümmchen von 70,000 Dukaten ein. St.

Ein kolossaler Braten. Als Georg II., König von England, im Jahre 1789 genesen war, suchten die Bewohner von London ihre Freude dabei auf alle Art zu erkennen zu geben. Daß es bei dieser Gelegenheit an Uebertreibungen nicht fehlte, geht ganz natürlich aus dem Charakter der Briten hervor. Nebst tausend anderen Sonderbarkeiten bei dieser Feierlichkeit zeichnete sich auch nachstehende aus: Bei den zahlreichen großen Mahlzeiten, die zur Ehre des Königs angestellt wurden, setzte man ungeheure Ochsenbraten von 2—300 Pfund auf den Tisch. Diese appetitlichen Braten waren in Form eines Linienschiffes gemodelt und mit Flaggen besteckt, auf denen das berühmte englische Volkslied: „God save gread george sur King" gemalt war. Diese kolossalen Gerichte wurden in feierlicher Prozession, unter musikalischer Begleitung, in die Speisesäle getragen, unter tausend Ceremonien, vom Jubel des Volkes begleitet, auf die Tafel gesetzt, einige Zeit zur Schau stehen gelassen, und dann dem Volke preisgegeben. St.

Gemeinnütziges

Um Stachelbeerstöcke vor Schildläusen zu sichern, werden dieselben kurz vor dem Austreiben der Knospen mit Kalkmilch bespritzt oder mit Kalk bestäubt, später aber werden die Sträucher, falls sich die Stachelbeerraupen einstellen sollten, mit Essig- oder Alaunwasser bespritzt.

Ohnmacht. Der Ohnmacht können verschiedene Ursachen zu Grunde liegen: großer Blutverlust, übermäßige Anstrengung der Kräfte bei Mangel hinreichender Speise. Der Mensch sinkt bewußtlos um, wird blaß und kalt, der Atem ist schwach, kaum bemerkbar, der Puls kaum zu fühlen. Die erste und natürliche Hilfe besteht in Befreiung von allen das freie Atmen und den Blutumlauf hemmenden Kleidungsstücken, dann bringt man den Ohnmächtigen an einen schattigen Ort, bei gutem Wetter womöglich in freie Luft, legt ihn mit etwas erhöhter Kopflage nieder, fächelt ihm frische Luft zu, bespritzt das Gesicht und die Brust mit kaltem Wasser, reibt damit Stirn und Schläfe und hält Essig, Essigäther oder Hoffmannstropfen unter die Nase. Nach Rückkehr der Lebenszeichen flößt man etwas Wasser oder Branntwein mit Wasser vermischt ein. Wenn der Ohnmächtige längere Zeit ohne Nahrung war, kann man erst etwas Brot verabreichen, später gute Fleischbrühe und kräftige, dem Kranken zusagende Fleischspeise.

Logogriph.

Ich ehre stets den wackern Mann,
Der eine Heldenthat gethan;
Ein Zeichen fort, ist's eine Frucht,
Die man in Indien wohl sucht;
Wird noch ein Zeichen abgerissen,
Dann such's auf Seen, Bächen, Flüssen.

Julius Falk.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

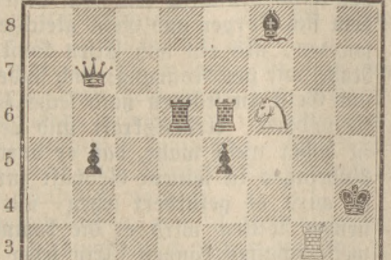
Auflösung.

P	A	R	I	S
A	N	I	N	A
R	I	E	S	A
I	N	S	E	L
S	A	A	L	E

Problem Nr. 175.

Von M. Chevillard.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösung des Logogriphs in voriger Nummer:

Linie.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.